

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 102. Bromberg, den 3. Mai. 1935

Diana auf der Jagd.

Roman von W. J. Locke.

(3. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Das Frühstück steht bereit, Sir Hermann“, sagte Bronson. Es gab einen Eierkuchen, licht und goldgelb, Koteletten, die im Munde zergingen, einen herrlichen Stiltonkäse, ein Glas Porter, das Bronson mit Ehrerbietung eingoß. Noch eine solche Mahlzeit, dachte Andy, und ein Jahr Gefängnis ist nicht zuviel dafür!

Als Bronson den Kaffee brachte, sagte Andy: „Dr. Selous empfiehlt mir, hier erst wieder zu schlafen, wenn alles vorbei ist. Sie verstehen Bronson?“

„Durchaus, Sir Hermann.“

„Bestellen Sie ein Zimmer im Claridge und legen Sie heraus, was ich an Sachen benötige. Ich werde mich noch vor dem Essen auf den Weg machen.“

„Das dürfte das Beste sein, was Sir Hermann unternehmen könnten“, sagte der alte Diener.

Als Bronson das Zimmer verlassen hatte, tönte der Klang der letzten Worte noch in Andys Ohr, und mit ihnen stieg die Erinnerung an seine Jugend auf, als er seinem Diener, ja vielleicht sogar Bronson, einst den Auftrag gab: „Legen Sie mir meine Sachen zum Wochenende heraus.“

Bald aber kehrte er aus der Erinnerung wieder in die Gegenwart zurück.

Hermann Drake hatte zu den Menschen gehört, die sich selbst an die Kette legen. Andy aber, der von sich aus immer ungebunden war, hatte von jeher Schlüssel als etwas Feindseliges empfunden. Seit Jahren hatte er keinen Schlüssel besessen. Er glaubte an ein fesselloses Leben. Doch jetzt war er durch Bronson an ein Schlüsselbund gekettet und was sich ihm damit eröffnen würde, ahnte er nicht.

Eines vor allem war wichtig: die Schubfächer des Schreibtisches. Darin mußten sich notwendige Aufschlüsse über Hermanns Angelegenheiten befinden. Bis jetzt war ihm nichts davon bekannt. Er war tief bestürzt darüber. Einen Augenblick verwünschte er seine tollkühne Tat, die er nicht mehr ungeschehen machen konnte. Er hatte sich festgefahren, auf jedem Schritt lauerten Fallen. Was wußte er von diesem Sir Hermann, dessen Namen er sich in einem Wahnsinnsanfall angeeignet hatte! So gut wie gar nichts. Auf dem Schreibtisch standen dicke rote Bücher, allerlei Nachschlagewerke. Er schlug nach und erfuhr einiges von Sir Hermann.

Sir Hermann Drake hatte sich von der Politik zurückgezogen, er war bei der letzten Wahl durchgefallen. Er hatte drei bis vier wissenschaftliche Bücher veröffentlicht: Eine „Soziologie Athens im Altertum“, einen „Longinus und seine Zeit“. Andys Verhältnis zu diesen Arbeiten war kurz und bündig dies: „Wer, um Gottes willen, war Longinus?“

Aber das war vorläufig nicht so sehr wichtig. Bis er nicht die Schubfächer geöffnet hatte, blieb die wichtigste Frage ungelöst: Wovon hatte sein Bruder gelebt? Wie hatte er es fertiggebracht, mit seinem Erbe von baren zwanzigtausend Pfund seine überaus kostspielige Lebenshaltung durchzuführen, sich diese Wohnung im Park Lane zu leisten und den Landsitz Newstead in Hampshire, alles laut den Angaben des Nachschlagewerkes. Mit Politik ließ sich jedenfalls nicht viel Geld verdienen. Und mit Büchern über Griechenland kann man auch nicht gerade reich werden. Der Bericht gab über Sir Hermanns wirtschaftliche Lage keinerlei Aufschlüsse. Woher, zum Kuckuck, hatte der Junge das viele Geld?

Es war kurz nach dem Lunch. Er läutete nach Bronson und erteilte seine Anordnungen. Für persönliche Besucher sowie für telephonische Anrufe sei er nicht zu Hause. An diesem Nachmittag dürfe er überhaupt nicht gestört werden.

„Gewiß, Sir Hermann, nur verzeihen Sie, Sir Hermann, wenn aber Mrs. Flower anrufen sollte?“

„Einerlei, wer anruft, und wenn es die Königin von Rumänien wäre oder die heilige Johanna selbst“, antwortete Andy, „ich bin nicht zu Hause.“

„Gewiß, Sir Hermann“, sagte Bronson etwas bedrückt.

Er ging hinaus, seine traurig gedämpfte Stimme rührte Andy. Er hatte einen Fehler begangen. Der würdige Hermann hätte niemals die heilige Johanna heraufbeschworen. Und wer war Mrs. Flower? Vorerst nicht schlimm. Anscheinend hielt die Zukunft für ihn noch allerhand Überraschungen bereit.

Mit einem der Schlüssel öffnete er die Lade, der Hermann am Tage vorher das Scheckbuch entnommen hatte. Sie enthielt auch noch ein Bankbuch, Schecks, die durch ein Gummiband zusammengehalten waren, und ein sauber geordnetes Bündel Briefe.

Das Bankbuch wies ein Guthaben von 5 000 Pfund auf. Die Habenseite begann mit Gewinnanteilen an Kapitalanlagen, dann und wann, als er weiter blätterte, fand er Bareingänge über große Summen eingetragen. Die Sollseite zeigte Zahlungen von großen Beträgen. Er fand heraus, daß die Zahlungen an die Herren Burton, Thane und Co. in der Throgmorton Street geleistet worden waren, und ein wohlgeordneter Stoß von Briefen setzte ihn in Kenntnis, daß die Herren Burton und Co. Makler waren.

Er öffnete die anderen Fächer und fand viele bemerkenswerte Schriftstücke. Eines davon, erst vor kurzem abgefaßt, war eine Aufstellung über sein Vermögen. Es betrug insgesamt 198 000 Pfund. Andy starrte auf die Zahlen und fand, eine solche Entdeckung sei nicht ohne Alkohol zu ertragen. Er erhob sich, um zu klingeln. Sofort besann er sich. Unmöglich konnte es zu Sir Hermanns Gewohnheiten gehören, am Nachmittag nach Whisky zu läuten. Er überlegte und seufzte, entschloß sich, zu verzichten und ging zurück an den Schreibtisch.

Er sah die wohlgeordneten Haufen von Briefschaften durch. Einige davon bezogen sich auf die Instandsetzung von Newstead, andere wieder enthüllten finanzielle Maßnahmen, die ihm kaum verständlich waren.

Der erschütterndste Fund war eine vierfach zusammengefaltete Pergamenturkunde, dicht mit schwarzer Tinte beschrieben, die den letzten Willen und das Testament Sir Hermann Drakes darstellte. Sie trug das Datum des vorigen Jahres. Andy entfaltete zitternd die Urkunde. Hermann war tot. Sein Vermögen gehörte seinen Erben. Andy fühlte eine körperliche Übelkeit. Es war ihm gar nicht ein-

gefallen, daß er eine Unterschlagung im größten Stil beging. Seine Träume von Reichtum verschwanden jetzt mit einem Schlag, wie die des Aladin in Tausendundeiner Nacht. Sein Vagabundenleben hatte ihn so sehr daran gewöhnt, nur für die nächste Zeit zu sorgen, daß er in dem Augenblick seiner Verwandlung auch bloß auf das Nächste bedacht war. Sogar gestern nacht und heute morgen hatte er an die Zukunft keinen Gedanken verschwendet.

Er befühlte das kalte pergamentartige Schriftstück. Bei der Berührung war ihm, als ströme es die Kälte des Todes aus. Er konnte sich nicht entschließen, es zu öffnen, doch es mußte sein.

Das juristische Kauderwelsch beiseite lassend, erfuhr er zu seinem Erstaunen das Folgende:

Dreihundert Pfund jährlich seinem Diener Augustus Bronson, auf Lebenszeit.

Newstead-Park und ein Grundvermögen von fünfzigtausend Pfund zur Errichtung einer Gelehrtenakademie, die sich der Erforschung der Platonischen Philosophie widmen sollte.

Siebentausend Pfund an Miß Cora Blenkinsop in Turtle Read, Ealing.

Der ungeteilte Rest seines Vermögens sollte an die Konservative Partei fallen.

Das wertvolle Schriftstück war unterzeichnet von den Herren Frey, Bilson und von Lincolns Bureau, Hermanns Anwälten, wie Andy aus dem Briefwechsel erfahren hatte.

Er mußte das Ganze mehrmals durchlesen, ehe er die wichtigsten Punkte auf einem Blatt Papier zusammenfassen konnte. Dann erst begriff er es und lachte laut auf.

Die Konservative Partei! Was kümmerte ihn die Konservative Partei? War sie eine Witwe, eine Waise, oder irgendein armer Teufel in Geldverlegenheit? Nein! Zum Teufel mit der Konservativen Partei! Sie hat Geld genug.

Newstead-Park als Platonische Akademie? Andy hatte eine verschwommene Vorstellung von der Akademie in Florenz, von Lorenzo di Medici, vom Griechentum und Byzanz und von der Philosophie Platos. Newstead-Park als eine Art Erholungsstätte für Geistesarbeiter, die ihr Leben mit unnützen Untersuchungen jahrtausendalter, vermoderter Lehren verbringen sollten? Der Plan einer Platonischen Akademie war ihm soviel und so wenig wert wie die Hilfe für die Konservative Partei. Die Angelegenheit Bronson konnte er selbst in Ordnung bringen. Gar nicht zu reden von Mrs. Bronson, die Hermann anscheinend vergessen hatte.

Zweitausend Pfund für Frey, das war auch einfach! Dann blieben noch 7 000 Pfund für Cora Blenkinsop. Eine rätselhafte Geschichte. Bestimmt hatte sie nichts mit der Familie zu tun.

„Großer Gott", sagte Andy, „mir scheint, der arme Kerl war nicht ganz normal."

Er starrte in das große Kaminfeuer. Das schwarze Schaf war nun ein weißes geworden. Das Blatt hatte sich gewendet. Und Luxus umgab ihn. Er läutete. Bei Bronsons Erscheinen sagte er mit ersterbender Stimme:

„Ich fühle mich etwas mü... Ich glaube etwas Whisky..."

„Wünschen Sie etwas Likör oder Whisky mit Soda, Sir Hermann?"

Andy wählte Whisky und Bronson brachte ihn sofort, Andy atmete erleichtert auf. Er hatte also nicht gegen Hermanns Gewohnheiten verstoßen. Er fühlte sich sicherer und geborgener als je.

Seine nächste Entdeckung war eine Summe bares Geld. Hundertfünfzig Pfund in Banknoten, in einem Schubfach, für das ein eigener Schlüssel vorhanden war. Das würde ihm ermöglichen, so lange durchzuhalten, bis er die Lösung für die eigentlich größte Schwierigkeit gefunden hatte. Zum erstenmal in seinem leichtsinnigen Leben wurde ihm klar, daß der Reichtum in dieser modernen Welt keine diebessicheren Räume, nicht Schloß noch Riegel brauchte, sondern sich ebenso als Gekritzel auf einem Stück Papier darbot, das sich dann Unterschrift nennt. Bis auf seinen glücklichen Fund konnte er nicht einen Pfennig von dem Vermögen, das er sich angeeignet hatte, bekommen ohne auf ein Stück Papier die Worte: Hermann Drake zu schreiben, in der Handschrift Hermanns.

Plötzlich erinnerte er sich der Frage des Doktors Selous heute morgen: „Was macht Ihr Rheumatismus?"

Eine Möglichkeit tauchte auf. Er würde diesen Rheumatismus allen Leuten gegenüber besonders betonen. Wie konnte man mit zitternden Fingern richtig unterschreiben? Das schwarze Schaf fühlte sich gar nicht mehr schwarz.

Hermanns Wagen, nein, sein Wagen, brachte ihn kurz darauf in den schrecklichen Gasthof, wo er am Tag zuvor das Zimmer gemietet hatte. Der schmutzige Wirt zeigte keinerlei Erstaunen über seine Verwandlung. Er zahlte die Rechnung der Hausdiener trug ihm den Handkoffer in den Wagen, und er fuhr davon.

Er fuhr ins Claridge, wo die Dienerschaft in der Halle ihn mit Sir Hermann begrüßte und der Freude Ausdruck gab, ihn so bald wiederzusehen.

Oben in der großartigen Zimmerflucht wartete Bronson auf ihn. Was sollte er anziehen? Frack oder Abendanzug? Andy hatte seit Jahren keinen Frack mehr getragen. Sein Herz verlangte plötzlich nach dem Frack, nach der weißen Weste und der weißen Krawatte.

„Mein Gott, wie fühle ich mich sauber", sagte er zu sich selbst, als er fertig angezogen war und sich im Spiegel sah.

Er ginge jetzt hinunter, um zu speisen, teilte er Bronson mit, vielleicht würde er noch fortgehen, Bronson brauche nicht auf ihn zu warten.

„Jawohl, Sir Hermann. Ich werde die Tropfen ans Bett stellen."

Andy nickte in einer Weise, die er für die typische Haltung Hermanns hielt, und schloß die Tür. Im kleinen Vorraum hing der Hut, der Pelz, der Seidenschal.

Aus der Manteltasche lugten ein paar weiße Handschuhe.

Er aß in dem großen, ruhigen Raum, der zu dieser frühen Stunde fast nur von einigen Theaterbesuchern besetzt war. All die Kostbarkeiten hier, für die Sinne und für das Ohr, das Glitzern der Frauenkleider, die entblößten Arme und Schultern, die geschmackvoll gedeckten Tische, die gewandten Bewegungen der Kellner, die seltsame Mischung von Vornehmheit und Zwecklosigkeit, die so bezeichnend für London war, all das große Staunen über die Dinge, nach denen seine verhungerte Seele sich schmerzlich gesehnt hatte, erfüllten ihn so restlos, daß die stoffliche Nahrung, die er zu sich nahm, bloß einen köstlichen Bestandteil mehr in dem großen Rausch der Sinne bildete.

Bei dem Gedanken, er müsse etwa wieder zurückkehren in seine alte Welt, die er noch keine vierundzwanzig Stunden hinter sich gelassen hatte, wurde ihm schwindlig.

Ein Mädchen an einem entfernten Tisch begegnete seinem Blick und nickte ihm wie einem alten Bekannten zu. Er hatte keine Ahnung, wer sie war. Er war eben in dem Bann dieses reizvollen Kreises, darin sich solche Frauen bewegen.

Er griff sich an seine weiße Piquetschleife.

Gott, wie herrlich!

Wenn er aber dem Mädchen gegenübergestanden hätte, und sie hätte ihn angeredet? Was hätte er ihr geantwortet? Er vergegenwärtigte sich, daß sein Glück gefährdet war und er es hüten mußte.

Nach dem Essen ging er in ein Theater, in eine heitere Revue, und sein Herz war von neuem voll Seligkeit. Während der Pause rauchte er im Vorraum eine Zigarette, da nahte ihm von ganz unerwarteter Seite eine große Gefahr. Ein Herr in unordentlichem Abendanzug sah ihn eine Minute lang scharf an und begann dann zu grinsen.

„Nanu, Andy, welche Überraschung, dich hier zu sehen!" Andy erkannte in dem Sprecher einen gewissen Thomson, einen tollen Burschen aus Hollywood, glücklicherweise kein naher Freund. Das Herz schien ihm still zu stehen. Eine peinliche Lage, sich verleugnen zu müssen. Er begegnete dem Gruß mit höflich erstauntem Blick.

„Verzeihen Sie..."

„Aber Sie sind doch Andy Drake."

Andy lächelte. „Ich heiße Drake, doch ich bin Hermann Drake, Sie verwechseln mich wohl mit meinem Zwillingsbruder."

Thomson entschuldigte sich. Die Ähnlichkeit sei täuschend, doch jetzt sähe er den Unterschied.

„Verzeihen Sie, bitte!"

„Natürlich, natürlich, es ist das Begreiflichste von der Welt." Andy lachte, und als das Zeichen ertönte, verließ er ihn mit einer höflichen Handbewegung und ging zurück in seine Loge.

Diese Nacht schlief er wie ein Bär.

Bronson weckte ihn am nächsten Morgen und brachte ihm einen Stoß von Briefen. Andy setzte sich im Bett auf und öffnete sie unruhig. Es waren eine Anzahl Rechnungen, einige Quittungen, ein Brief von Hermanns Makler, der eine Gelegenheit zu einer günstigen Geldanlage vorschlug, eine Einladung zu dem jährlichen Festessen der Königlichen Philosophischen Gesellschaft mit der Aufforderung des Sekretariates, er möchte die Begrüßungsrede für die Gäste halten, ein Brief von einer gewissen Käthe Roland, die ihn zum nächsten Wochenende einlud, ein Kostenanschlag von einem ehrfurchtsvoll ergebenen John Smithers über geplante Änderungen in Newstead-Park und schließlich eine mit Bleistift geschriebene Nachricht, die ihm viel Kopfzerbrechen verursachte.

(Fortsetzung folgt.)

Stelldichein am Frühlingsabend.

Skizze von **Lotte Wege**.

Am Tage waren die Parks und öffentlichen Anlagen von Menschen überflutet. Noch ungewohnt der wärmenden Milde der Sonne und des Anblicks ganz zarten Grüns hatten sie sich dem Zauber des frühen Glanzes hingegeben, voll fröhlicher Erwartung die einen und mit einem Schein von Hoffnung selbst die Entmutigten. Dann war es Abend geworden, dunkelblau färbte sich der Himmel, und die Luft war erfüllt von einer hellen Frische. Wünsche stiegen auf nach Abenteuern voll Pracht und Traurigkeit. Das Weiche und das Harte vermischten sich seltsam, beglückte Ermattung träumte von Taten, und an aller Unternehmung haftete eine Sehnsucht nach Weite. Auf dem großen Platz vermengten sich die Geräusche der Stadt, das Licht, das hinter den Scheiben der Kaffeehäuser strahlte, die Lautsprecherreklame eines Kinos mit der Würze des Frühlings. Die Autohupen hatten etwas von Waldhornklang, und die Männer, die nach ihrer Arbeit müde hätten von den Omnibussen steigen sollen, atmeten eine Luft ein, die sie plötzlich beschwingte...

Eine junge Frau ging an dem Kaffeehaus vorüber und blieb an einem Zeitungskiosk stehen. Sie hob den Arm, um nach der Uhr zu sehen. Es war fünf Minuten vor sieben, sie war zu früh gekommen. Sie lachte, ließ sich von dem herben Wind anwehen und kaufte sich, zum Zeitvertreib, eine Zeitung.

„Schluß für heute", sagte der Händler, schon mit dem Räumen des Standes beschäftigt, nachdem er sie bedient hatte, und knallte voll Feierabendfreude sein Fenster hinunter. Marita nickte ihm zu und lächelte, und dem Händler entging nicht, daß sie schön war, dunkel und sehr schön.

Sie blieb stehen, dicht bei dem Kiosk, und öffnete die Zeitung. Aber die Geschehnisse, darin verzeichnet, drangen nur halb in ihr Bewußtsein. Der Wind, der nachtblaue Himmel und ein Glück, das mit Stefan zu tun hatte, auf den sie wartete, erfüllten sie.

Die Männer, von ihren Geschäften entlassen und nun dem Frühling anheimfallend, betrachteten sie im Vorübergehen, voll Aufforderung. Sie nahm das hin, die Blicke gelassen erwidernd, ohne Gebärde und ohne Verbot. In halbem Träumen schien es ihr angenehm, daß sie auch diesen gefiel, während sie Stefan erwartete. Der Luftzug spielte mit dem einen Ende ihres Halstuches, das sich gelöst hatte und sanft ihre Wange berührte. Das Liebeslied, in der Vorhalle des Kinos gespielt, tönte jetzt deutlich herüber.

Die junge Frau senkte die Augenlider, und dann sah sie von neuem auf die Uhr. Es war elf Minuten nach sieben. „Komm bald", dachte Marita, sanft und voll Liebe. Ein Omnibus kam angefahren. Seine Lichter glitzerten gelb. Er hielt, und sie fing an zu lächeln, Stefan entgegen, der unter den Aussteigenden war. Sie winkte, aber dann ließ sie die Hand sinken, seufzend und enttäuscht, das war nicht Stefan, sondern ein fremder Mann. Er ging mit einem fröhlichen Mädchen, das er unternehmend auf die Schulter klopfte, ins Kaffeehaus.

Warum kann er nicht pünktlich sein, dachte Marita, und eine dunkle Welle von Traurigkeit legte sich schwer auf sie. Stefans Beruf verhinderte ihn zuweilen, Verabredungen einzuhalten; er war Arzt. Aber die vernünftige Einsicht versagte sich ihr diesmal, Marita fühlte sich allmählich, gegen ihren Willen, verlassen, einsam, trostlos. Sie konnte den Mann, der Stefan ähnlich sah, im Kaffeehaus sitzen sehen. Er sprach auf seine Begleiterin ein, fröhlich und zielbewußt. Das Bild, der wirkliche Stefan bemühe sich auf eben diese Art um eine fremde Frau, war plötzlich nicht zu bannen und erfüllte Marita mit Bitternis. Sie erinnerte sich eines ähnlichen Schmerzes auf einem Fest, als er mit einem erstaunt-zärtlichen Blick einer Blondine nachgegangen war. Schon damals.

Der Platz war lustig um sie her. Der dritte Omnibus war angekommen ohne ihn. Die Menschen gingen zu zweit, oder, wenn sie allein waren, einem zweiten entgegen. So schien es Marita. Nur sie mußte allein bleiben, Stefan würde nicht kommen, sie fühlte es mit steigender Gewißheit, heute nicht und vielleicht nie mehr. Vergebens versuchte sie, mit all ihrer gewöhnlichen Haltung gegen die unbändige und sinnlose Trauer aufzukommen, die sie verzaubert hatte.

Später kam ein Taxi. Es bremste quietschend, und ihr Herz klopfte in einer Hoffnung, von der sie wußte, sie sei vergebens.

Ein junger Mann stieg aus, von reizendem Äußeren, und ein kleines Bärtchen verlieh ihm etwas liebenswürdig Verwegenes. Er stellte sich ebenfalls neben dem Zeitungskiosk auf, ging ein wenig hin und her, lächelte Marita zu, nett und gewinnend, und lüftete den Hut. Sie machte eine ablehnende Gebärde, die verzweifelt aussah. Er zuckte bedauernd mit den Schultern und sah sie mit taktvollem Interesse an. Nach fünf Minuten kam ein anderes Taxi, noch einmal klopfte Maritas Herz, aber es kam nur die Freundin des Sympathischen. Sie küßte ihn auf beide Backen und zog ihn mit sich davon. Er sah sich noch einmal nach Marita um und lüftete ernsthaft, voll Sorge den Hut.

Stefan, dachte Marita, Stefan, und versuchte mit einer übermäßigen Anstrengung ihres Willens, ihn herbeizuholen. Er mußte fühlen, wie sehr sie ihn brauchte an diesem Abend, wie schmerzlich ihre Sehnsucht war, und wie für immer vernichtend es für sie beide wäre, wenn er nicht käme.

Nach einer Viertelstunde ging sie davon. Der linde Wind spielte noch immer mit ihrem Halstuch, aber salzige Tränen fielen darauf, an diesem Abend eines für Glückliche gemachten Tages.

In den Haustoren standen Paare, und ein blasser, freundlicher Mond beleuchtete sie. Marita blieb auf einer Brücke stehen und schaute hinunter auf das schäumende, spritzende Wasser des Flusses. Kalt und hart spiegelte sich die silberne Sichel darin. Sie legte den Kopf auf den Stein des Geländers und weinte. Ein Schutzmann zupfte sie am Ärmel, und als sie weiter ging, gesellte sich zu ihrem Kummer die Scham.

Als sie den Vorgarten ihres Hauses betrat, erhob sich Stefan von einer Bank — —

„Jetzt warte ich schon eine Viertelstunde", sagte er vorwurfsvoll. Er hatte sie an dem Kiosk nicht mehr gefunden und war mit einem Kraftwagen hierhergefahren, voller Ungeduld. „Daß du dich auch nie beeilen kannst, mein Herzchen."

Ein neuer Rosenkäfer.

Heitere Skizze von **Erik Bertelsen**.

Aus dem Dänischen übertragen von Karin Reitz-Grundmann.

Der junge Studienassessor Segrup war ein sehr beliebter Lehrer. Er hatte eine besondere Gabe, seine Schüler zu fesseln. Und jedesmal, wenn die Naturkundestunde herankam, verlief der Unterricht unterhaltend und lebendig, weil die Kinder am Tage vorher Material gesammelt hatten, das sie mitbrachten. Es gab keine Pflanze, die er nicht kannte. Ein von Mäusen angeknabberter Tannenzapfen konnte als Ausgangspunkt zur Erklärung über das Tierleben im Walde führen...

Eines Tages kam einer der Jungen mit ein paar Rosenblättern, die am Rande einige halbmondförmige Ausschnitte zeigten und weiter drin zirkelrunde Löcher hatten. Segrup betrachtete sie eingehend und war ausnahmsweise sich nicht ganz klar darüber, was er vor sich hatte. Endlich sah er den Jungen an: „Wo hast du die gefunden, Börge?"

„An einem Rosenbusch in unserem Garten — das heißt, meine Schwester machte mich darauf aufmerksam."

„Es waren doch keine Schmetterlingslarven auf dem Busch?"

„Nein, danach habe ich gesehen. Aber kann es nicht von einem Rosenkäfer sein? Einmal berichteten Sie uns von einem Rosenkäfer, der Blattstückchen anschneidet, um sein Nest damit zu füllen."

„Richtig. Aber sie machen größere Löcher. Ich weiß nicht, was für ein Tier hieran gebissen haben kann. Das muß ich näher untersuchen, bis ich etwas darüber sagen kann."

Der Unterricht ging weiter. Aber er war nicht so lebhaft wie sonst. Segrup konnte die durchlöcherten Rosenblätter nicht vergessen. Es könnte ja auch eine Art Käfer geben, die bisher unbekannt war — oder ein anderes Tierchen. Die Natur war voller Überraschungen. Die Entwicklung stand nicht still. So war es von Anbeginn gewesen. Die Moskitos waren nicht immer Blutsauger gewesen. Und die Kreuzspinnen hatten nicht alle Tage gleich gut gesponnen.

Als die Stunde zu Ende war, rief Segrup den Knaben Börge: „Glaubst du, ich könnte in Eurem Garten mir den Rosenbusch einmal näher ansehen?"

„Sicher. Die Eltern sind verreist, aber Helga, meine große Schwester, ist zu Hause."

„Na, ich kann sie ja anrufen."

Segrup telephonierte, und Fräulein Helga anwortete, er wäre willkommen. Als er sich bei ihr einfand, hatte sie Kaffee fertig und ihn in die Laube gebracht. Er wäre zwar lieber gleich zu dem Rosenbusch gegangen, aber er konnte sich Fräulein Helgas Liebenswürdigkeit nicht entziehen. Er kannte sie schon längere Zeit und schätzte sie als kluge, lebhafte junge Dame, die noch dazu sehr hübsch war. Nun gefiel sie ihm noch besser als bisher, da sie eine überraschende Kenntnis von Käfern und Insekten besaß.

Als sie schließlich zu dem Rosenbusch gingen, neben dem ein Liegestuhl unter einem gewaltigen, bunten Sonnenschirm stand, fragte er lächelnd: „Glauben Sie nicht, die scharfen Farben verscheuchen die Bienen?"

„Nein, im Gegenteil. Der Liegestuhl steht nun schon über vierzehn Tage hier. Nehme ich ihn plötzlich fort, finden die Bienen vielleicht diese Stelle nicht wieder — oder die Käfer, falls einer hier im Spiel ist..."

Segrup untersuchte den Busch genau. Viele der Blätter waren durchlöchert, wie die, welche Börge mit zur Schule gebracht hatte. Aber abgesehen von ein paar unschuldigen Fliegen konnte er keine Insekten entdecken, und nichts deutete darauf hin, daß die Schmetterlingslarve hier eine Mahlzeit abgehalten hatte. Segrup wurde immer mehr in seiner Ansicht bestärkt, es müsse sich um einen neuen Rosenkäfer handeln. Nach der Anzahl der Einschnitte zu urteilen, mußte es sich um mehr als einen handeln, und noch war es nicht so weit sommerlich, daß der Nestbau beendet sein konnte.

Nachdem Börge mit seiner Schwester fortgegangen war, setzte sich Segrup zurecht und wartete. Um ihn herum summten Fliegen, eine Libelle knisterte dicht an seinem Gesicht vorbei. Aber es kam kein Rosenkäfer. Er verlor trotzdem nicht die Geduld. Fand er ihn nicht heute, würde er morgen wiederkommen. Es ist die wichtigste Eigenschaft des Forschers, auszuhalten, selbst wenn es aussichtslos erscheint. Inzwischen hatte sich der Himmel bezogen. Ein Unwetter näherte sich. Aber der Assessor wollte seinen Posten nicht verlassen, solange die geringste Möglichkeit bestand, daß sich etwas zeigen konnte. Erst als die ersten Regentropfen fielen, sprang er auf. Fräulein Helga stand auf der Treppe und rief ihn.

„Heute bekomme ich keinen Käfer mehr zu sehen", sagte er. „Aber vielleicht darf ich morgen wiederkommen?"

„Gern. Bitte — kommen Sie ins Wohnzimmer, hier ist die beste Aussicht über den See. Es ist so hübsch, den Regen das Wasser aufpeitschen zu sehen."

Das Unwetter war ziemlich schwer. Börge hatte sich ängstlich in eine Ecke des Zimmers zurückgezogen, und die anderen vergaßen, miteinander zu sprechen. Segrup griff in Gedanken nach einem Locher, der auf dem Schreibtisch vor ihm stand, und spielte damit. Plötzlich drückte er auf die Mechanik, und es regnete Konfetti auf den Teppich.

„Oh, ich bitte um Vergebung", sagte er und beugte sich hinunter, um die kleinen Papierstückchen aufzusuchen. Aber er stutzte. Viele der Stückchen waren nicht aus Papier, sondern aus halbverwelkten Blättern. Langsam richtete er sich auf und sah Börge ernst an. Börge begegnete seinem Blick und begriff nicht, was er wollte. Da bemerkte Segrup, wie tief Fräulein Helga errötet war. Und er begriff, wie sie ihn hierher gelockt hatte...

Es war ihm eine Enttäuschung, daß er keinen neuen Rosenkäfer entdecken konnte. Aber er vergaß es darüber, daß er eine ausgezeichnete Frau in Helga fand.



Bunte Chronik



Skandal um eine Briefmarke.

Der Postmeister der Südpolexpedition Admiral Byrds, Leroy Clark, steht augenblicklich im Mittelpunkt einer erregten Debatte aller amerikanischen Philatelisten. Die Aufregung geht um einen Poststempel bezw. ein falsches Datum. An dem Tage, da Admiral Byrd den Südpol überflog, hatte Leroy Clark die Aufgabe, Tausende der ihm mitgegebenen Briefschaften mit dem historisch wichtigen Poststempel zu versehen. Nun hatte sich Clark in kluger Voraussicht vor dem Start in Washington eine neue Stempelmaschine gekauft, um so die Arbeit zu erleichtern und nicht jeden Brief mit der Hand stempeln zu müssen. Unglücklicherweise aber hatte er in der Aufregung vergessen, sich den Mechanismus der Maschine erklären zu lassen, und als er im gegebenen Augenblick diese in Betrieb nehmen wollte, wurde er durchaus nicht damit fertig. Es half alles nichts: Mister Clark setzte sich hin und schrieb höchst eigenhändig sechstausend Stempel auf die Marken. Ein zweifelhaftes Vergnügen inmitten der Arktis, wenn die Tinte einfriert und die Hände so klamm sind, daß ihnen fast die Feder entfällt. Und deshalb wird auch unter diesen Umständen jeder Mister Clark den kleinen Fehler verzeihen müssen, der ihm bei seiner Arbeit unterlief. Er schrieb nämlich auf alle Briefe anstatt des richtigen Datums, des 30. Januar 1934, ein falsches: den 31. Januar 1934. Die Verzweiflung über die Riesenarbeit, die infolge des Versagens der Stempelmaschine über ihn hereinbrach, dürfte dazu beigetragen haben, daß er sich im Datum irrte. Nun haben sich über 50 000 amerikanische Briefmarkensammler zusammengetan, um öffentlich gegen das Versehen Mister Clarks zu protestieren. Was soll man tun? Das Unglück ist geschehen. Die Sammler und Händler behaupten, daß sämtliche Postwertzeichen, die das falsche Datum tragen, wertlos seien. Leroy Clark aber hat sich bis auf weiteres allen Vorwürfen, die auf ihn herabhageln, entzogen, er ist abgereist — Adresse unbekannt.

*

Die Sparkassenbücher des Bettlers.

Auch in Österreich schaut man neuerdings den Bettlern etwas schärfer auf die Finger. So wurde letzthin in Graz der arbeitslose Melker Josef N. wegen Bettelei festgenommen und auf die Polizeiwache gebracht. Als man eine Durchsuchung des Nachtquartiers von N. vornahm, ergab sich eine merkwürdige Tatsache. Man fand nämlich im Besitze des Bettlers außer einem Barbetrag von 150 Schilling zwei Sparkassenbücher, die zusammen über den netten Betrag von 3000 Schilling lauteten. Da es zunächst dunkel erschien, wie der Bettler in den Besitz des Geldes gekommen sein sollte, wurde dieses beschlagnahmt. Im Laufe des Verhörs erklärte N., er habe sich diese Gelder, als er noch Arbeit hatte, im Laufe einiger Jahre erspart. Er habe jedoch jetzt nichts davon anrühren wollen und lieber mit Betteln seinen Lebensunterhalt bestritten. Mit dem ersparten Gelde hoffte der geschäftstüchtige Bettler, einmal in eine Wirtschaft einheiraten zu können.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.